

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

Er scheint allmonatlich.

1918.



Volk.

Volk! Heiliger Name! Mit Blut getauft und aufs neue emporgelebt durch Schmerzen und Nächte ins friedliche Licht.

Volk! Wir alle sind Volk vom Kaiser bis hin zum Geringsten der Knechte des Landes!

Heiliger Name! Weh' dem, der ihn spricht, zu kränken die Nidern!

Heiliger Name! Wir wollen dich sprechen andächtigen Herzens, wie Kinder in Ehrfurcht die Namen: Mutter und Vater!

Ewig ströme Weihe aus dir und der Sinn unsrer Liebe!

Reinhold Braun.

Sonntag.

Sonne über dem Land . . . Wenn die Heide blüht, und es summt so traumhaft lieblich über der roten Weihe, und es knistert im Gesträuch — geheimnisvoll — still, still . . . Oder es ist Frühling und die Luft hängt voll Lerchenliedern, die Wiesen sind bunt und die Felder saftig grün, und so weich weht's in den hellen Wäuschen . . .

Sonne über dem Land, wenn der Sommer glüht, wenn es blau und blutrot leuchtet aus der gelben wogenden Flut der Reise . . . Sonnenartige Lieblichkeit im seidigen Glanz, wenn Dorfschlaglöden läuten und die Menschen durch die stillen Wege geh'n, Blumen pflügend, und die Kinder singend. Stille, schöne Freude, traumhaft-liebliche Erfüllung: Sonntag . . . leises Glück!

Und ob's auch im November dunkel stürmt: Der Sonntag hat das leise Lächeln immer in den weiten, dämmergrauen Augen und legt sein mildes Leuchten ringsumher auf alle Dinge deiner Stube, so daß du träumend staunst und seine weiche Stimme wohl verstehst: „Nun sei du still. Wie ist das Leben weit . . . und alles geht ja doch, wie Gott es will. Sei du nur froh und tue still das deine. Und alle Tage will ich bei dir sein . . .“

Sonntag . . . Morgenlandschaft fern der großen Stadt, darin die Arbeit hämmert. Und das Mädchen, das mich liebt (mit blauen Augen und mit blondem Haar) . . . Und das Lied, das durch den Alltag singt, das alle Abend schön erblüht und leuchtet . . . Sonntag, — du stille heil'ge Feierstunde meiner Seele.

* * *

Singende klingende Heiterkeit über dem Land. Andere Kleider, andere Wege, anderes Denken. Da schwingt sich bunt die Freude hoch, und überall ist Sonne.

Und ob du auch zu Hause bleibst, du wanderst doch: Traumwege deiner Seele, deines Lebens Sehnsucht nach, dahin, wo ein helles Leuchten fern den Welten glüht . . .

Wenn des Alltags Sorgen abgestreift sind wie die Werktagskleider, dann ist des Lebens tiefster Segen offenbar, in der Besinnlichkeit der stillen Stunden. In des Menschen eigenem, tiefstem Wesen liegen die Zusammenhänge aller Ewigkeit. Da öffnen sich des Lebens Tore der Unendlichkeit, und alle Widersprüche sind versöhnt.

Das ist das andere Denken, sind die anderen Wege und ist das andere Kleid der Reinheit und Ursprünglichkeit des Menschenseins. Und da schwingt sich des Lebens neue Freude hoch — und von dort, wo über allen Welten das weiße Leuchten glüht, von dorthier ist überall Sonne.

* * *

Des Lebens neue Freude . . . Ja, wenn alle Tage Sonntag wäre, Sonntag unserer Seele. Wenn alle Arbeit unserer Seele eignes Wesen wäre . . . Dann wäre Sonntagsfreude immerdar, denn in unsrer eignen Seele sind die reichen Gärten roter Sommerrosen, sind die Weltallsbäume, die unendlich grünen — drin die Vögel Gottes ihre Lieder singen.

Sonntagabendstille . . . Blutrot versinkt die Sonnenscheibe hinter weitem, weitem weißen Schnee. In den Häusern glühen schon die Lichter, und immer dunkler schleicht die Dämm'ung langsam an den Wänden her in unsrer Stube . . .

Komm', gib mir deine Hand — wie ist das Leben weit und reiß und unergründlich tief — und Leid und Glück so wunderbar verklärt in dieser Stunde, die wir beide wie mit einer Seele fühlen . . .

o still — die Abendglocken läuten: Sonntagsklänge.

Erich Bodemann.

Meine Schulbraut.

Von Otto Jürgensen.

Meine Gedanken schweiften zurück in die Zeit der seligen Kindheit, die Zeit der Schuljahre. Es war eine einfache Dorfschule, die ich besuchte; aber sie war nicht die schlechteste. Dankbar gedenke ich meines alten Lehrers; er verstand es, uns in anschaulicher, packender Weise Rüstzeug fürs Leben mitzugeben.

Nun ist er schlafen gegangen; seinen Leib bedekt der grüne Rasen. Aber wenn ich die alte Heimat aufsuche, gilt mein Gang nicht zuletzt dem stattlichen Grabstein, den dankbare Schüler und Schülerinnen ihrem treuen Lehrer und Pfadweiser errichtet haben.

Schüler und Schülerinnen! Ja, in unserm Dorfe wußte man noch nichts von den „Gefahren“, die durch den gemeinsamen Besuch größerer Knaben und Mädchen in einer Schullasse erwachsen sollen. Wir arbeiteten und spielten zusammen, aber trotz aller Redereien und allen jugendlichen Übermuts ist nie andres als ein harmloser Verkehr daraus geworden.

Eine „Schulbraut“ hatten wir freilich; die mußte sich jeder Junge wohl oder übel leisten, und wenn er sich nicht selbst eine erkor, so wurde sie ihm einfach von den Kameraden zudekretiert. Die vollzogene „Verlobung“ wurde dann mit Kreide an allen möglichen und unmöglichen Stellen verkündet.

Mein Bruder hatte sein Herz „Trina Rad“ geschenkt, der kleinen, zierlichen Tochter des ehrsamten Meisters Jürgens „Einrad“, wie er allgemein genannt wurde. Dieser etwas eigenartige Beinamen erklärt sich dadurch, daß unser Meister in seinem Beruf als Stellmacher oder Wagenbauer nicht gerade zu den hervorragenden seiner Kunst gehörte. Seine besten Erzeugnisse waren darum auch einräderige Schiebkarren, bei welcher Spezialität nicht so leicht etwas zu verderben war. Bei mehrrädernen Wagen dagegen bestand für ihn die besondere Schwierigkeit darin, die sämtlichen Räder in gleicher Größe herzustellen, was doch im allgemeinen sehr gewünscht wurde.

Als meine Braut galt nach dem Mehrheitsbeschluß der Schulkameraden „Anna Höler“ — aber ich habe sie niemals „lieb“ gehabt. Anna Höler war die Tochter eines Hölers und Hausierers, der wegen seiner offen gezeigten Frömmerei allgemein bespöttelt wurde — und Anna ging im Sommer barfuß! Nein, ich konnte sie nicht ausstehen und grollte darum meinen „Freunden“, die diese Wahl für mich getroffen hatten. Daß sie es auf eine besondere Rederei abgesehen hatten, war mir klar, aber ich war machtlos gegen ihre Mänte — bis daß ein eigenartiger Zufall mir zu Hilfe kam und mich die „rechte“ finden ließ.

Unser Lehrer ließ uns vielfach Gedichte lernen, die wir dann, frei vor der Klasse stehend, deklamieren mußten. Die Auswahl der Gedichte überließ er ganz unserm Ermessen, wollte er doch gerade unsern Geschmack kennen lernen. Durch die freie Deklamation aber leitete er uns zu einem mehr selbständigen, freiem Wesen an, was bei der an und für sich schüchternen Dorfjugend doppelt angebracht war. Abwechselnd mußte ein Knabe oder ein Mädchen vor das Pult treten und sein Gedicht frei vortragen.

Es war in der letzten Nachmittagsstunde. Ich hatte mit dem „Aufruf“ von Theodor Körner den Anfang gemacht. „Fröhlich auf,

mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen, hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht usw.“ Glücklich kam ich damit zu Ende. Unser Lehrer wandte sich jetzt an seine erste Schülerin: „Run, Marie, was willst du uns denn vortragen?“ „Wenn du noch eine Mutter hast“ von Kaulisch, war die Antwort.

Befcheiden trat sie vor und deklamirte das uns noch unbekannte Gedicht.

„Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden,
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden usw.“

Wer hat nicht den weihevollen Zauber empfunden, der von diesem herrlichen Gedicht ausströmt! Mich aber hat es damals ganz besonders gepackt, war doch noch kein Jahr verflossen, seitdem mein liebes Mütterlein von mir gegangen war. Mit einem Male kam es mir voll zum Bewußtsein, was ich durch den zu frühen Tod meiner Mutter verloren hatte, und jede neue Strophe ließ es mich deutlicher und schmerzlicher empfinden, welch unersehbaren Verlust ich erlitten. Das Gedicht sprach zu meinem Herzen und ließ es tief erzittern. Als sie dann die letzte Strophe herzusagen begann, war ich mit meiner Selbstbeherrschung am Ende.

„Und hast du keine Mutter mehr
Und kannst du sie nicht mehr beglücken,
So kannst du doch ihr frühes Grab
Mit frischen Blumenkränzen schmücken.“

Laut aufschluchzend barg ich mein Gesicht in beiden Händen und ließ den Tränen freien Lauf. Auch Marie war erschüttert und geriet ins Stoden; die letzten Zeilen brachte sie nicht mehr heraus.

„Es ist gut, Marie!“ sagte der Lehrer, „du darfst dich setzen.“ Dann trat er auf mich zu, legte mir seine Hand auf den Kopf und sagte mit zitternder Stimme:

„Mein lieber Otto, du brauchst dich deiner Tränen nicht zu schämen. Du hast eine gute Mutter und viel verloren, aber bewahre ihr ein treues Andenken und laß dich trösten. Dein Vater bleibt dir ja noch und will dir all seine Liebe schenken.“

Gerührt schaute ich zu ihm auf und dankte ihm stummen Blickes.

Marie schaute mit nassen Augen zu mir hinüber, als wenn sie sagen wollte: „Ich wollte dir doch nicht weh tun!“

Endlich sagte unser Lehrer:

„Wir wollen schließen. Ihr übrigen aber dankt es jeden Tag euerm Gott, daß ihr noch eine treusorgende Mutter daheim habt!“

Seit jener ersten Nachmittagsstunde aber hatte ich Marie in mein Herz geschlossen. Immer wieder las ich in ihrem Blick: „Ich wollte dir nicht weh tun, ich bin dir gut!“ Ich wußte es und um zwei junge Menschenherzen schloß sich ein zartes Band inniger Freundschaft. Offen und überall zeigte ich ihr meine Zuneigung, und manch freundschaftlichen, liebevollen Blick haben wir uns verständnisvoll zugeworfen. Wehe dem Jungen, der es wagte, ihr durch ein unpassendes, verleidendes Wort oder dergleichen zu nahe zu treten. Kein Mitschüler versuchte jemals wieder, von meiner Verlobung mit Anna Höker zu sprechen: es war ein eigenartig zarter Nimbus, der unser „Verhältnis“ umgab und den zu zerstören keiner wagte.

Einen Wunsch freilich hegte ich noch in meinem innersten Knabenherzen, und auch der sollte eine über Erwarten glückliche Erfüllung finden.

Bei passender Gelegenheit bat ich Marie, mir das Buch zu leihen, aus welchem sie das Gedicht entnommen hatte, um es mir abschreiben zu können.

Der Wunsch wurde mir gern gewährt: „Es muß aber so früh sein, daß ich es dir geben kann, ehe die andern kommen.“

Am nächsten Morgen war ich schon um sieben Uhr in der Schule, obwohl der Unterricht erst um acht begann. Bald kam auch Marie. Ihrem Ränzlein entnahm sie ein dickes Buch mit rotem Umschlag.

„Mutter sagt, ich soll dir das Buch schenken; Seite 684“ — und schon war sie wieder draußen.

Mit beiden Händen hielt ich das Buch und fand nicht einmal Zeit, dafür zu danken. „Sieben Bücher deutscher Dichtung“ stand mit Golddruck auf dem Umschlag. Es ist eine Sammlung deutscher Dichtungen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, bearbeitet von Franz Knauth. In meinem Bücherschrank nimmt es noch heute einen Ehrenplatz ein. Bei Seite 684 aber lag ein gepreßtes Blatt des Farnkrauts, und die vier letzten Zeilen des Gedichts waren unterstrichen. Es sind jene, die Marie bei ihrer Deklamation an dem denkwürdigen Nachmittag vor innerer Erregung nicht mehr herzusagen vermochte.

Sie lauten:

„Ein Muttergrab, ein heilig Grab!
Für dich die ewig heil'ge Stelle.
O, wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umbraust des Lebens Welle.“

Der Apfel in Mythos und Volksglauben.

Von Franz Pfleger.

Unter all den köstlichen Früchten, die uns der Herbst mit freigebiger Hand spendet, haben die Äpfel, deren Wert für unsere Ernährung durch die Beschlagnahme uns wieder doppelt zum Bewußtsein kommt, wohl die bedeutungsvollste Rolle in Brauch und Glauben der Völker gespielt. Schon mit den Anfängen der Menschheitsgeschichte sind sie eng verknüpft, allerdings in wenig erfreulicher Weise. Keine hat nicht ganz unrecht, wenn er mit Beziehung auf jene Zeiten sagt: „Alles Unheil brachten Äpfel! Eva bracht' damit den Tod, Eris brachte Trojas Flammen!“ Somit erschöpft sich aber auch die schlimme Bedeutung der Äpfel; in all den zahlreichen Sagen und Märchen, Sitten und Bräuchen, in denen ihrer gedacht wird oder in denen sie Verwendung finden, spielen sie eine meist recht erfreuliche Rolle.

Bekannt ist jene Sage von Herkules, der auszog, um die goldenen Äpfel der Hesperiden zu holen, die einst Titäa, die Göttin der Erde, zur Vermählungsfeier Jupiters mit Hera hatte wachsen lassen. Diese Vorstellungen von den ewigen Jugend und Glückseligkeit verleihenden Äpfeln haben sich über ganz Europa verbreitet und sind u. a. auch von Hibernien nach dem germanischen Norden gebrungen. Hier entstand aus ihnen der Mythos von den Äpfeln der Iduna. Diese, die Gattin des janges- und jagelundigen Braga, reichte sie den Göttern zum Mahle, und nur dem Genuß dieser köstlichen Früchte verdankten die Götter Schönheit und feste Jugend. Der Apfelbaum Idunas wurzelte in einem unvergänglichen Jungbrunnen, das Gefäß, in dem Iduna die Äpfel verwahrte, ward niemals leer, und wie die Frucht unerschöpflich, so auch das durch sie verliehene Leben. Diese kostbaren Früchte erhielten auch die Einherier, die im Kampf gefallen und nach Walhall geführten Helden, um sie mit unvergänglicher Jugendkraft zu rüsten, deren sie bei der Götterdämmerung, jener gewaltigen Schlacht der Götter mit Dämonen und Riesen, bedurften.

Nachlänge dieses alten Mythos treffen wir noch allenthalben an. So ist in einigen Märchen von goldenen Äpfeln die Rede, die in einem Brunnen liegen und dem Wasser Heil- und Lebenskraft verleihen. Noch heute soll ein Apfel, in die Tränke geworfen, den Haustieren Kraft und Gesundheit bringen. In einem wallonischen Märchen steht vor dem Königsschloß ein Apfelbaum, von dem die Mutter Gottes einem Jüngling einen Apfel reicht, um dessen kranke Braut genesen zu lassen, und in einem alten deutschen Volkslied wird erzählt, wie der Burche zur kranken Herzallerliebsten kommt und ihr einen heilkräftigen Apfel schenkt. Wie da das Mädchen nach dem Genuß des dargereichten Apfels genesen soll, so ist noch heute in vielen Gegenden im Volke der Glaube lebendig, daß man am Weihnachtsabend oder am Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend Äpfel essen muß, um das ganze Jahr hindurch gegen das kalte Fieber gesichert zu sein, am Ostermontag befreit ihr Genuß von erziehenden Krankheiten.

Vor allem aber galt der Apfel von jeher als ein Sinnbild der Liebe. Wie der griechischen Aphrodite und der römischen Venus, so waren die Äpfel auch der germanischen Liebesgöttin heilig. Das in Magdeburg stehende, später von Karl dem Großen zerstörte Bild der Göttin Freya soll in der linken Hand drei goldene Äpfel gehabt haben. Ebenso begegnet uns hier das Motiv vom Schenken und Werfen eines Apfels. In einem nordischen Märchen wird z. B. erzählt, daß die Königs-Tochter auf einem Glasberge sitze und drei Äpfel auf dem Schoße habe. Wer heraufsteigt und die Äpfel nimmt, soll sie zur Gemahlin und das halbe Königreich als Mitgift bekommen. Viele versuchen das Wagnis vergeblich, bis sie dem, der ihr gefällt, die Äpfel nacheinander zuwirft. Auch der Frühlingsmythos Skirniskör gehört hierher. In diesem wirbt Freyr (Sonne) durch Skirner (Frühlingswind) um Gerda, die Erde. Er sendet ihr Äpfel und läßt seinen Boten sprechen:

„Der Apfel elf
hab' ich, allgolden,
die will ich, Gerda, dir geben,
deine Liebe zu kaufen,
daß du Freyr'n bekenntst,
daß dir kein Lieberer lebe.“

Im Saterlande wirft noch heute der Burche dem geliebten Mädchen am Neujahrstage ein sog. Wepelrot, d. i. ein Rad, an dessen Speichen Äpfel stecken, ins Haus. Seine Annahme wird als Zustimmung

zur Verlobung angesehen. Andernorts, z. B. im Lechrain, werden Tannenbäume, die mit Äpfeln und andern guten Dingen geschmückt sind, der Geliebten auf den Firn des Hauses oder vor die Kammertür gestellt.

Aus der hohen Bedeutung des Apfels als eines Symbols der Liebe erklärt sich auch seine häufige Verwendung bei Liebeszauber und Liebesorakeln. Frühzeitig begegnen wir schon der Ansicht, daß die Geliebte, wenn sie einmal den Apfel angenommen und von ihm gegessen, seinen Spender lieben müsse. Bekannt ist das Orakel mit den geworfenen Apfelschalen, durch das man den Anfangsbuchstaben vom Namen des künftigen Eheherrn erfahren will. Um den Geliebten im Traum zu erblicken, legt man hier und da einen Apfel unter's Kopfkissen. In Niederösterreich aber gehen die Dirnen am Weihnachtsabend mit einem Apfel in die finstere Kammer, schneiden ihn nach dem Beten zweier Vaterunser mit dem Rücken eines Messers durch und sprechen: „In zwa Dail schneid i di, zaig ma's Liab, i bid schen di.“ Danach wird die eine Hälfte des Apfels hinter die Türe gelegt, die andere unter dem Nieder verwahrt. Um Mitternacht erscheint dann der Ersehnte an der Tür.

Der Apfel galt von altersher auch als ein Symbol der Fruchtbarkeit. Als Rärir, König der Lande zwischen Schelbe und Waal, Odin bat, ihm und seinem Weibe Winelind einen Sohn zu schenken, warf ihm Allvater einen von Zbunas goldenen Äpfeln in den Schoß:

Er ging und trug den Apfel der frommen Königin,
Sie aß davon und fühlte bald im zufriednen Sinn,
Daß sich ihr Wunsch erfülle.

Auf alten Gemälden spielt ein Korb voll Äpfel neben oder über dem Brautpaar eine Hauptrolle, und während des Mittelalters war es Sitte, dem jungen Paare auf dem Kirchgang eine Schale mit schönen Äpfeln vorauszutragen.

Auch den Kindern ist der Apfel eine willkommene Spende des freundlichen Herbstes, und ein Spruch des Mittelalters hat recht, wenn er behauptet:

Ein Kind den Apfel minnet (liebet).

Aus der großen Vorliebe der Kinder für die wohlgeschmeckenden Früchte ging auch die sinnige Anwendung hervor, die der Apfel zuerst bei den Westgoten fand. Sollte nämlich ein Knabe unter sieben Jahren von dem Richter auf seine geistigen Fähigkeiten geprüft werden, so hielt er ihm einen Apfel und ein Goldstück zur Auswahl vor. Griff der Knabe nach dem Goldstück, so gab er dadurch zu verstehen, daß er das Nützliche dem Angenehmen bereits vorzuziehen wisse, er wurde aus der Frauenkemenate genommen und von nun an den Männern zur weiteren Erziehung überwiesen. Griff er dagegen nach dem Apfel, so war er noch in kindlichen Anschauungen befangen, er war ein „aeblebarn“, d. i. ein Apfelfind, wie man in Dänemark sagt, und gehörte in die Kinderstube.

Ein Beispiel dieser alten Rechtspflege wird noch aus den Tagen des Grafen Jos. Niklas I. von Zollern (1439—1483) erzählt. Ein Metzger schlachtete nahe der Kirche zu Hechingen ein Kalb und ließ, als er die Schelle des Metzgers hörte, ins Gotteshaus. Das benutzten seine zwei kleinen Knaben, der eine legte sich auf den Schragen, und der andere stach ihn ab, wie er vom Vater das Vieh hatte töten sehen. Der zum Mörder gewordene Knabe wurde gefänglich eingezogen. „Alsdann nach Erweigung aller umstehende“, so erzählt die Chronik des Freiherrn von Zimmern, „do legten die richter dem knaben ain glipfernden newen goldguldin für und darneben ain schönen großen epfel, darunter gaben sie ihm die wal. Also ußer ingeben des glücks do name der knob den epfel. Dormit bewis er seine kindheit und unverstandt und erhielt im auch selbs das leben, und das der dolus malus bei ime entschuldiget wardt, kam also mit dem leben darvon.“

Erwähnt sei schließlich auch noch die Erzählung, die in den Sagen der meisten germanischen Stämme wiederkehrt und darin gipfelt, daß ein Vater von dem Haupte seines Kindes einen Apfel schießen muß. So lesen wir in der Edda, daß der berühmte Vogenschütze Eigill auf Rüdungs Befehl diesen Schuß wagte, und daß Togo, zu derselben Zeit gezwungen, hernach seinen Feind, den König Harald Gormjoh, erschöß. In England führt die Sage sogar vier solcher Schützen an, und in Nordfriesland heißt der Schütze Henning, als König wird Christian I. genannt.

Aus alten Badeordnungen.

Wer infolge glücklicher Umstände auch in diesem Jahre eine Badereise unternehmen kann, wird dies nicht als Ferienreise im Sinne ungebundener Freiheit empfinden können, denn die vielen Kriegsvorschriften und Lebensregeln, denen wir seit langem unterworfen sind, herrschen auch in den Badeorten, auch dort muß man

sich dem Kartensystem und sogar anderen daheim nicht bekannten Vorschriften fügen. Es wäre aber ungerade, wenn man dies als eine vollkommene Neuerung bezeichnen wollte, denn gerade in den Badeorten war das Leben auch in den friedlichsten Zeiten einer gewissen Regelung unterworfen. Besonders in der guten alten Serenissimus-Zeit wurden zahlreiche Badeordnungen eingeführt, und wie sich Serenissimus um das Tun und Treiben seiner Untertanen kümmerte, so schrieb auch der Badevorstand den Kurgästen eine bestimmte, manchmal nach ziemlich strengem Zeremoniell einzuhaltende Zeiteinteilung vor. Lehrreich sind in dieser Hinsicht verschiedene Badeordnungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die uns erhalten blieben und gewissermaßen die Grundlage der modernen Badeordnungen bildeten, bei denen sich allerdings wieder ein freieres Regiment geltend machte. Eine strengere Zeiteinteilung bestimmte z. B. das im Jahre 1762 erlassene „Baad- und Ausführungs-Reglement“ des Bades Neu-Schauenburg in der Umgebung von Basel: „Des Morgens von 7 bis 8 Uhr sollen sich sämtliche Baad-Gäste mit ihren Curen, als besonders mit Thee, Caffee, Chocolade, Wein-Waaren, Saabrunnen, Kraut-, Kuchel- und Blatten-Mues, Butter-Schnitten, und was dergleichen mehr ist, im großen Saale einfinden. Die, so nicht in das Baad gehen, sollen sich während 9 bis 10 Uhr still, ehrbar und bescheiden auführen und mit etwas Nützlichem beschäftigen. 10 bis 12 Uhr ist zum Spazieren bey schönem Wetter, und beyhm Regen zum Spielen, Converfieren und unschuldigen Belustigungen gewidmet. 12 bis 1 Uhr zum Mittag-Essen, doch solle es auf eine Viertelstunde mehr oder weniger nicht antommen. 1 bis 2 Uhr zum Caffee, wer aber keinen nicht trinkt, mag sich indessen mit etwas anders erquiden; doch ist in dieser Stunde der Chocolade gänzlich verboten. 3 bis 8 Uhr zu einem Spaziergang vor die ganze Gesellschaft; wenn aber wider alles Erwarten ein Regen einfiel, so könnte aus Desperation gespielt werden. 8 bis 9 Uhr Nacht-Essen. Von 9 bis 11 Uhr wäre der Tag mit einem Ehrentänzelein oder einer anderen angemessenen Ergöblichkeit zu beschließen. Um 11 Uhr sollen alle und jede sich in das Bett verfügen, und eine allgemeine Stille regieren, besonders wenn sich Jemand unter den Baad-Gästen nicht wohl befinden thäte.“ Besondere Vorschriften wurden ungefähr zur selben Zeit in dem „fürtrefflichen Württembergischen Wildbad“ über das Kostüm erlassen, in dem man zum Baden gehen durfte: „Alle Manns-Personen gehen nur im Schlafrock, Kapp, Strümpfen und Pantoffeln über die Straße in das Bad. Um auch desto eher fertig zu seyn, läßt man das Halstuch, Arnie-Niemen und die Hemdd-Ändpfe zu Haus, ingleichen die Ringe, so leicht im Baden verlohren gehen, auch wohl die Steine im Wasser ihren Glanz verlieren. Man nimmt nur ein Schnupstuch zum Abtrodnen des Gesichts mit; einige auch die Tabak-Doje. Frauens-Personen pflegen im Mantel, Unterrock und Hemdd in das Badhaus zu gehen“. Man sieht also, daß man auch in Zeiten, in denen an einen Weltkrieg mit seinem Wust von großen und kleinen Verordnungen und Bevormundungen nicht zu denken war, keineswegs während der Ferientage im Bade nach eigenem Gutdünken leben konnte.

Das Dorfwirtshaus.

(Von einem hessischen Waldarbeiter.)

Das ganze Leben ist nur ein ewiges Werden und Vergehen, ein immerwährender Wechsel, ein stetes Verändern. Vor einem Jahrhundert und noch später sah es in unseren Dörfern nicht so aus wie heute. Wer schon Gelegenheit hatte, in alten Urkunden und Chroniken nachzuschlagen, wird ein ganz anderes Bild von den örtlichen Verhältnissen bekommen, von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren. Von einer Wirtschaft „Zum Ochsen“, „Zur Kanne“, „Zum weißen Kopf“ weiß man nichts mehr in unserem Dorf, nur die alten Gebäude stehen noch unverändert und wetterfest an den Straßen und Gassen. Die Räumlichkeiten jener alten Gasthäuser sind dieselben gewesen wie die heute noch dem Verkehr geöffneten Wirtshäuser. Es mochte darin wohl manch gemütliches Beisammensein stattgefunden haben, wenn des Abends beim spärlichen Rüböl- oder Petroleumlicht der Hennerich seine Tonpfeife tauchte, seinen kurzen dazu trank und den übrigen Gästen von seinen Wanderjahren durch Frankreich und die Schweiz erzählte, und der Hanjer mit wichtiger, glaubwürdiger Miene Gevinst- und Spulgeschichten aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse austrante. Im allgemeinen haben die alten Wirtshäuser keine besonderen Veränderungen erfahren. Dem Wanderer und den zahlreichen Touristen verkündet ein Schild mit dem Namen des Wirtshauses und dessen Eigentümer, wo er Raß und Einkehr halten kann. Im Hausflur schlägt meistens eine Glocke an, die den Besuch meldet. Wo das Gastzimmer mit dem Hausgang (geheißener Flur) nicht in gleicher Höhe liegt, führt eine Holzterrasse von drei

bis vier Tritten dorthin. Hier findet man denn nicht selten noch den weißgeschuerten Fußboden, oft auch noch mit Sand bestreut, wie das in den meisten Bauernhäusern bräuchlich war, bevor man den Leinöl- und den Ölfarbenanstrich kannte, der jetzt für billiges Geld so leicht käuflich ist. Tische und Bänke zeugen ebenfalls von gründlicher Sauberkeit. Gedeckte Tische lennt man hier im Dorf nicht. Wäre das der Fall, so würde der echt ländliche Charakter starke Einbuße erleiden. Hier wie allerorts hängen an den Wänden Kellameschilder, daneben erblickt man Bilder, die allerlei Szenen aus dem Leben darstellen, mitunter auch die Porträts des Kaisers und der Kaiserin sowie des Landesfürsten und seiner Gemahlin. Das echte, ländliche Gepräge wird noch erhöht in den Gaststuben, deren Decken von einem oder zwei Durchzügen (Querbalken) getragen werden. Entgegen früheren Jahren ist das Wirtshausgehen in unseren Tagen viel mehr Sitte geworden. Waren es sonst nur Männer und Burschen die sich dort einige Stunden zum Plaudern und Karten spielen zusammensanden, so trifft man heute an Sonntagabenden auch Mädchen in Begleitung ihrer Kameraden und Kameradinnen in den Lokalen an. Zwar fehlt es hier nicht an volkstümlichem Gesang und Scherz, doch ist es nicht das traute Beisammensein der Spinnstuben von einstens. Seitdem der Reiseverkehr so stark zur Mode geworden, trifft man fast jeden Sonntag, vom Frühjahr bis in den Herbst hinein, Wanderlustige, die im Dorfwirtshaus Erholung und Stärkung suchen. Wirtschaften, die von ihrer Ursprünglichkeit und Originalität noch nichts eingebüßt haben, sind alsdann bevorzugt. Selbst der geborene Großstädter liebt mitunter das unverfälschte Ländliche. Da, wo einer Gesellschaft auf Wunsch der Steintrug, „Bembel“ genannt, mit selbstgekelktem Apfelwein gereicht wird, da fühlt man sich völlig ungezwungen und gemächlich. Stadt- und Landleute sitzen da ungehindert untereinander, und das Sprichwort „Ländlich, sittlich“ kommt wohl nirgends mehr als bei einem Besuch im Dorfwirtshaus zur Geltung.

Die Mutter.

Es schilt mein altes Mütterchen fast immer,
Weil ich mich unterteufel' und Verse schreibe,
Unnötig, meint sie, wäre, was ich treibe,
Und etwas Rechtes würde ich doch nimmer.

Doch manchesmal verklärt dem guten Weibe
Das lieb' Gesicht ein reiner Freudenschimmer;
In solchen Augenblicken schilt sie nimmer
Von mühevoll nutzlosem Zeitvertreibe.

Nur manchesmal — es muß ihr grad gefallen,
Was meine Lieder ihr entgegenfallen.
Doch melden sie von einem schönen Kinde,
Dem ich mit Leib und Seele bin verfallen,
Dann nennet sie es eine Schand' und Sünde,
Daß deshalb ich verschrieb die teure Tinte.

Heinrich Diefenbach f.

Umschau.

* **Die Heiratsfrage nach dem Kriege.** Der Glaube ist weit verbreitet, der Krieg beeinflusse die Heiratsmöglichkeiten der Mädchen in sehr ungünstiger Weise und vielen Mädchen erscheine die Zukunft aus diesem Grunde bereits düster. Um so willkommener wird deshalb sein, was Elisabeth Gnaud-Kühne hierüber im „Kunstwart“ ausführt. Nach ihrer Ansicht haben wir keinen Grund, an der Zukunft unserer Töchter zu verzweifeln. Zuverlässige Angaben über die Gesamtheit unserer Verluste, schreibt sie, bekommen wir natürlich erst in Jahr und Tag. Aber wenn wir noch nicht feststellen können, was wir verlieren, so können wir doch klar ausrechnen, was wir vor dem Kriege besaßen, und wieviele Männer fallen müssen, um ziffernmäßig die Heiratsaussichten unserer Töchter, wie sie vor dem Kriege bestanden, zu verschlechtern. Von den 13 Millionen Männern zwischen 18 und 45 Jahren der Zählung vom 10. Dezember 1910 waren nur 7 Millionen verheiratet. Demnach könnten 6 Millionen fehlen, ohne daß ziffernmäßig auch nur eine einzige Heirat weniger geschlossen werden müßte. Nun wird niemand behaupten wollen, daß unsere Verluste 6 Millionen betragen werden. Weiter wird die Heiratsmöglichkeit wesentlich durch die wirtschaftliche Lage beeinflusst. Hierzu ist zu sagen, daß die Zurückkehrenden zweifellos von allen Berufen heiß begehrt sein werden und die Neubelebung unserer Industrie vielen gutes Auskommen gewähren kann. Dazu lernen unsere Frauen sparsamer wirtschaften, so daß auch ein Mann mit be-

scheidenem Einkommen sich nicht mehr zu fürchten braucht, eine Gattin heimzuführen. Wir lernen, daß man auch ohne täglichen Fleischgenuß gut und nahrhaft speisen und arbeitsfähig bleiben kann. Dem Umstand, daß nach dem Kriege viele der weiblichen Lückenbüßer durch die Männer aus ihrem Erwerbsberuf wieder zurückgedrängt werden, steht der andere gegenüber, daß diese Männer heiraten können und sollen. Daß unsere deutschen Mädchen die Ehe dem Erwerbsberuf vorziehen, zeigt die Statistik deutlich. Die höchste Erwerbstätigkeit fällt in die Zeit der jugendlichen Unfertigkeit bis zum 20. Jahr. Die Jahrzehnte der höchsten Lebenskraft und Reife von 20 bis 50 gehören ganz überwiegend der Ehe. Für diese Auffassung spricht auch die Erfahrung nach den Kriegen von 1866 und 1870. Wie belebend diese beiden Kriege nach allen Richtungen gewirkt haben, beweist die Bevölkerungszunahme. 1871 betrug die Bevölkerung des Deutschen Reiches rund 41 Mill. mit 76 Einwohnern auf den Quadratkilometer, 1910 65 Millionen mit 120 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Die Wirkung des siegreichen Krieges und des wirtschaftlichen Aufschwunges zeigt sich auch darin, daß wir in den letzten sechs Jahrzehnten 1872 den höchsten Satz an Eheschließungen und 1875 und 76 die höchsten Geburtenziffern gehabt haben. Es kommt also nur darauf an, daß wir den Krieg glücklich beenden.

* **Die Gleichheit des Friedhofs.** Die Gestaltung und der Schmuck der Kriegerfriedhöfe wird allenthalben viel erörtert. Es ist selbstverständlich, daß das Vaterland seinen Kämpfern die Stätte ihrer letzten Ruhe in würdiger Form bereitet. Aber der Hauptwert ist dabei doch auf eine edle Schlichtheit zu legen. Dies Bild wird nun leider schon jetzt hier und da durch Angehörige der Gefallenen gestört, indem sie Grabsteine auf den Friedhöfen hinter der Front errichten lassen. Da bekommt nun einer, der von Vermögen war, ein steinernes Denkmal, der nebenanliegende Wehrmann, dessen Hinterbliebene arm sind, behält aber sein Holzkreuz, das ihm seine Kameraden setzten. Dagegen wendet sich mit Recht eine Inschrift eines Kriegers an den „Kunstwart“. Sollte man nicht, heißt es da, nach dem Kriege auf jedem Friedhofe einen gemeinsamen Stein aufrichten, mit den Namen der Gefallenen und hier Ruhenden? Aber die Kreuze sollten, so wie sie im Anfang gesetzt waren, schlicht und aus Holz, bleiben für Offiziere und einfache Soldaten. Jeder der hier Ruhenden hat für sein Vaterland nach seiner Kraft das Nämliche geleistet, denn mehr als sein Leben zu opfern kann keiner opfern. Also sollten auch alle in gleicher Weise geehrt werden. Das bedenkt, ihr Lieben daheim, und baut euren Angehörigen hier im Felde keinen Grabstein auf. Denn es kann nicht euer Wille sein, die Kameraden derer, die ihr ehren wollt, als minder wert hinzustellen.

* **Jugend hat keine Jugend.** Es wird gegenwärtig viel über die Unbotmäßigkeit und Verderbtheit der Jugend geklagt. Daß sie in früheren Zeiten auch nicht viel getaugt hat, ersehen wir aus einer Verordnung der Dillenburg Regierung aus dem Jahre 1588, in der Graf Johann von Nassau klagt, daß der Ungehorsam der Kinder gegen die Eltern täglich mehr und mehr zunehme und etliche sogar mit Verfen, Schlägen und Stoßen gewaltsam Hand an ihre Eltern legten und dadurch Gottes Fluch und der Obrigkeit Strafe auf sich luden, manche sogar Mord und Totschlag wider ihre Eltern begingen, wodurch das Land besudelt und verunreinigt werde. Um dem Ubel zu steuern, wurde den Pfarrern aufgegeben, Sonntags ernstliche Ermahnungen an die Jugend zu richten, was jedenfalls bei den meisten zum einen Ohr hinein und zum andern herausgegangen sein wird. Das beste Rezept gegen eine unbotmäßige Jugend erscheint uns stets eine scharfe Handhabung der Rute seitens des Vaters. J. B.

* **Der Oleander als Haustierfeind.** Oleanderbäume können, wie in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse festgestellt wird, den Tod von Haustieren zur Folge haben. So wird z. B. von Gänsen berichtet, die durch den Genuß von Oleanderblättern vergiftet worden waren. Zwei in Käbel eingepflanzte Oleanderbäume waren vom Winde umgeworfen worden, die in der Nähe befindlichen Gänse fraßen am nächsten Tage nicht mehr, sie erschienen bald gelähmt und verendeten schließlich innerhalb 24 Stunden. In ihren Mägen fand man außer anderen Futtermassen Oleanderblätter, deren Giftgehalt die Tiere getötet hat. Es ist daher stets darauf zu achten, daß Haustiere nicht der Blätter von Oleanderbäumen habhaft werden können, dies gilt nicht nur für Geflügel, sondern auch für größere Haustiere, z. B. Ziegen. Im übrigen sollten Tiere, die Oleanderzweige gefressen haben, so schnell wie möglich getötet werden, weil bei rechtzeitiger Tötung ihr Fleisch noch verwertbar ist. Das schnelle Töten ist bei Vergiftungsverdacht von Geflügel und kleinen Haustieren überhaupt in vielen Fällen zweckmäßiger als Abwarten und Behandlung, da das Fleisch vergifteter Tiere in den meisten Fällen noch genießbar ist, während sie nach dem Verenden natürlich in keiner Weise mehr verwertet werden können. B.